

HEIMITO VON DODERER

Die Erzählungen

*Herausgegeben von
Wendelin Schmidt-Dengler*

VERLAG C. H. BECK

DAS LETZTE ABENTEUER

Ein ›Ritter-Roman‹

1.

Der Morgen, welcher über einem waldigen Sattel aufzog, legte seine wechselnden Farben an den wolkenlosen Himmel glatt und rein wie Lack. Ein stumpfer Felskegel, rechts vom Sonnenaufgange unvermittelt aus den Wäldern starrend, behauchte sich späterhin mit blasser rosiger Fleischfarbe.

Jetzt aber war der Osten noch grünlich, und hier am Waldrande unter den riesenhaften Bäumen lagerte dicht die Dunkelheit. Aus ihr sprang ein Flämmchen, knisterte, wuchs, und nun sah man einen Mann an dem wieder zum Leben erweckten Feuer hantieren. Die Pferde stampften rückwärts. Da jetzt der Kessel hing, von den Flammen umspielt, bewegte sich der Mann mit dunklem, schwankendem Umrisse zum Waldrand und sah nach den Tieren.

Auch sonst wurde es unter den Bäumen lebendig.

Man wickelte sich aus Decken und Pelzen, worin man halb-bekleidet gelegen hatte, und sprang auf die Beine. Zunächst Gauvain, des Bannerherrn Ruy de Fanez »Ecuyer« oder Schildknappe. Danach erwachte der zweite von den Rossknechten, aber erst nachdem sein Kamerad ihn gerüttelt hatte. Herrn Ruy ließen sie weiterschlafen bis zum fertigen Morgenimbiß.

Es gab eine dicke Fleischsuppe, man konnte sie bald riechen, sie wallte und brodelte. Derweil wurden, nach dem Füttern und Tränken, die acht am Waldrand stehenden Rosse für den Aufbruch bereitgemacht, zunächst die drei Tragtiere mit ihren Packsätteln, soweit dies schon möglich war, denn Herr Ruy schlummerte friedlich weiter auf seinen Decken, und Kessel wie Eßzeug wurden jetzt noch gebraucht. Die beiden Knechte sattelten dann langsam auch die anderen Pferde, ohne zunächst die Gurten anzuziehen. Des Herrn »Destrier« oder Schlachtross blieb jedoch mit Decke und Halfter, wie es war; Herr Ruy ließ dieses schwere Pferd, nach allgemeiner Gepflogenheit, meist ledig gehen

auf der Reise und ritt über Land ein anderes, einen kleinen und leichten Braunen. Gauvain schwätzte und murmelte ins Ohr seines Gaules – »Beaujeu« hieß er – während des Sattelns. Der Bube hatte sechzehn Jahre. Die Pferde der beiden Knechte waren ganz schwer, ausdauernd und kaltblütig, ebenso wie die Tragtiere, von denen jedes kaum eines halben Reiters Last auf dem Packsattel hatte, weshalb man sie bei langen Ritten auch als Reitpferde zur Ablösung heranzog, wenn die anderen Tiere zu sehr ermüdeten. An den Sätteln der Knechte und des Buben hingen kurze Bogen in ihren Ledertaschen und daneben der mit Pfeilen gefüllte Köcher.

Während Gauvain und die beiden Burschen sich am nahen Bache – wo sie auch die Tränkeimer gefüllt hatten – wuschen und dabei frisch und munter wurden, kam Herr Ruy endlich in Bewegung und aus den Pelzen. Er richtete sich empor, sah hinüber auf den tintigen Wald und den rosigen Fels, steckte zwei Finger in den Mund und pfiß. Gauvain kam mit den Knechten gelaufen. Zwischen den Stämmen erglühnten rötliche Bahnen bis tief in den Wald hinein. Der Sonnenball hatte sich, rein und rund, über den Himmelsrand erhoben.

Eine halbe Stunde später, nachdem die Morgensuppe verzehrt worden und jeder einen Mundvoll Wein aus dem Schlauch bekommen hatte, ritten sie schon in den hier ebenen Forst ein, der sich bald um sie schloss; und damit ließen Herr Ruy und die Seinen, einmal auf dieser waldigen Hochfläche angelangt, des offenen Vorlandes Wiesen und Weiden hinter sich. Es gab hier eine Art Weg zwischen den Stämmen, der sogar breit war, aber nirgends mehr ausgefahren oder ausgetreten schien, weich vom Moose, da und dort mit Gebüsch wieder bewachsen. Voran ging Herr Ruys Brauner seinen munteren Schritt, dessen Reiter nur das leichte und anschmiegsame Kettenhemd trug, jedoch keinen Helm, sondern den Kopf mit den dicken schwarzen Haaren unbedeckt. Die rote Stechstange, die er auf den rechten Bügel gesetzt hielt, begleitete und übertrieb mit den Bewegungen ihrer Spitze jeden Schritt des Rosses. Links neben dem »Banier« ritt Gauvain, und in einigem Abstände folgten die Knechte, jedoch ohne die Handpferde zu führen, denn diese trotteten gemächlich an langen Leinen hinterdrein.

»Hier also ist der Weg!« rief Gauvain. »Von dem wußtet Ihr schon durch den Spielmann.«

»Ich kann nicht sagen, daß ich was wußte«, antwortete Ruy langsam. »Ich kann nur sagen, daß mir der Spielmann davon erzählt hatte. Aber solche Erzählungen sind allermeist eine windige Wissenschaft.«

»Doch diesmal nicht.«

»Wir wollen zuwarten«, meinte der Spanier. »Aber wenn er sonst ebenso recht behält wie mit dem Wege hier, dann sieht's fein her.«

Die Augen des Buben glänzten dunkler, wie das bei Menschen von starker Vorstellungskraft zu gehen pflegt, wenn ihnen ein Bild lebhaft und erregend vor den inneren Blick tritt.

»Wir werden«, rief er dann, sich im Sattel aufrichtend, »den Wald durchreiten, sei er so tief er sein mag, und den Wurm schlagen, wenn er auch noch so groß ist und nicht nur sechzig, sondern hundert Pferdelängen mißt, und wir werden so die Bedingung dieser Herzogin erfüllen und nach Montefal kommen, man wird die Trompeten blasen, und Ihr werdet Lidoine zur Gemahlin nehmen. Werdet Ihr sie auch lieben?«

»Wie soll ich denn das wissen?« sagte Ruy lachend und verbarg hinter dem Lachen die unbehagliche Erkenntnis seines völligen Alleinseins neben diesem fröhlich vor sich hinträumenden Kinde; und vielleicht auch des Aberwitzes der nun beginnenden Unternehmung; denn so ganz ungläubig war er nicht in bezug auf des Spielmanns Bericht.

Der Wald glich einer ungeheuren leeren Säulenhalle. Die, trotz der genossenen reichlichen Mahlzeit, doch nüchterne Verfassung des so frühen Morgens ließ Herrn Ruy alles noch deutlicher und klarer empfinden: jeder Hufschlag, das Jauken des Lederzeugs, das Wiehern eines Packpferdes rückwärts, das alles trat einzeln und begrenzt in die umgebende Stille. Kein Wind streifte die Wange. Reglos blieb das Geäst, blieben die langen Bärte von Moos an den hellen Stämmen, von denen Reihe auf Reihe seitwärts in die Augenwinkel trat und nach rückwärts entschwand, dann und wann an einem langen Sonnenstrahle bis in verwobene Waldestiefen hineingereiht und durch ihn verbunden, wie die Saiten einer Harfe von der hervorlaufenden Tonleiter.

Nach vielen Abenteuern eines Herumirrens, das, wie es schien, dem bereits sinkenden Stande noch immer für angemessen gehalten wurde, ritt man hier einer wohl möglich letzten Aventure entgegen, und keineswegs nur in dem Sinne, daß dahinter der

Tod stehen konnte oder andernfalls bloß die zutiefst ernüchternde Einsicht in die Schwindelhaftigkeit aller jener gehörten Erzählungen: sondern das wirkliche, das große Abenteuer hätte noch immer diesem Umhergeworfensein hintnach seinen Sinn zu geben, ja den Sinn des eigenen Lebens überhaupt erst aufzudecken vermocht. Man war nun ein Mann von vierzig Jahren, und dieses Alter ist ein in gewisser Hinsicht geheimnisvolles, sonderlich wenn einer noch nirgends sich festgelegt, noch nirgends den Kahn endgültig angebunden hat. Man war ein Mann von vierzig Jahren, der selten durch längere Zeit an einem Orte gelebt und also auch kaum Freunde erworben hatte. Das Pferd nickte und schritt, die rote Stechstange zeigte seine Bewegungen an. Man war allein.

Man war allein und man trug eine ausgebreitete Welt in sich: aus Türmchen und Giebelchen der Städte, aus Waldtälern, aus Burgen, die klein und wie ein scharf geschliffener Stein im westlichen Sonnenglast saßen, fern über dem stäubenden Straßenband; eine Welt, in die auch, sie gleichsam anhaltend und beendend, da oder dort, bei erreichter Küste, das blaue Meer eintrat, welches dem Menschen nichts übrigläßt zu tun, als daß sein Auge sich hinausverliere; und viel später erst denkt er dann ein Schiff zu finden. Die Erde im Heiligen Land war gelb, wie auch die Mauern der Städte dort, und in den Gefechten das Kriegsgeschrei des bunten, bräunlichen Feinds so durchdringend, wie man derlei vorher noch nie gehört hatte. Der Hof des Königs jedoch beendete die Welt in ähnlicher Weise wie das Meer und hielt sie an: denn in stillen Räumen gingen die Frauen ganz unter Glas, welches sie dann ganz durchbrachen. Hier quoll es heut noch wie Rauschgift aus dem Gedächtnisse, von manch einer Schläfe unter der Haube von Spitzen und Gold oder von einem gerafften Kleid. Am tiefsten Grunde dieser Vorratskammern der Vergangenheit aber schimmerte da oder dort ein Punkt, ein Haus etwa, ein vergessenes Zimmer oder eine Landschaft, wo man wohl einst gewesen sein mußte und wohin man sich zugleich doch immerfort bewegte: da gab es saftige Talgründe, von geruhigen Bächen durchzogen, darin sich das Grün des Ufers verdunkelte im Widerspiegeln . . .

»Was war denn der Spielmann für einer und wie sah er denn aus?« – so ließ sich jetzt Gauvain wieder vernehmen – »das wollt ich Euch schon lange fragen.«

»Der Spielmann . . .«, sagte Ruy in seiner langsamen Art und schwieg.

»Ja, der Euch von Montefal erzählte, und der auch das Lied gemacht hat, welches Ihr mich lehrtet.«

»Er war ein bemerkenswerter Mann, auch neben seiner Kunst noch, und sah mit ein wenig schrägen Augen fast drein wie ein Sarazene. Zudem hat er mit dem Bogen vortrefflich umzugehen gewußt.« Und Herr Ruy wies mit einer Bewegung des Kinns auf das an Gauvains Sattel hängende Schießzeug. »Seines Standes war er wohl mit dir gleich, sein Vater dürfte ein ritterlicher Dienstmann gewesen sein. Den Namen hab ich, wie du weißt, seltsamerweise vergessen.«

»Und die Burg Montefal gibt es also wirklich und die Herzogin Lidoine und das ›verschlossene Land‹, wie Ihr sagtet?«

»So heißt es jedoch erst seit einigen Jahren, seit nämlich der Drache hier aus den Wäldern aufgetaucht sein soll. Ja, Herzogtum, Burg und Lidoine gibt es in der Tat, denn ich habe mit dem Gesandten der Herzogin bei Hof einst persönlich gesprochen. Das steht mir demnach außer Zweifel; zudem weiß es auch sonst jedermann.«

»Ob sie noch lebt?« sagte Gauvain nachdenklich, der nicht nur hinsichtlich des Drachen, sondern, wie es schien, auch in bezug auf Montefal und dessen Herrin allzu gerne versichert gewesen wäre.

»Doch«, sagte Ruy gleichgültig.

»Wie kann man das aber wissen? Woher kann die Kunde kommen, aus dem ›verschlossenen Land‹?«

»Du hast mich mißverstanden, mein guter Bub«, sagte Ruy. »Das Land ist nur verschlossen nach einer Seite, nämlich nach jener hin, von der wir darauf zureiten, durch den Wald und, wie man sagt, vor allem durch den Drachen. Sonst liegt es wohl offen gegen die Welt.«

»Ja, aber, hört, Herr Ruy – dann kann Euch doch jeder zuvorkommen?!« Gauvain hatte sich ganz im Sattel herum und seinem Herren zugewandt.

»Nein, wie es heißt – will Lidoine durchaus nur einem Helden die Hand reichen. Weißt du eigentlich was – ein Held ist, Gauvain?«

»Ja, doch – warum, Herr?«

»Ich hätt' es gern erfahren. – Nun: sie verlor vor mehreren

Jahren ihren zweiten Gatten. Dabei ist sie noch jung. Sie verschwor sich, oder sie gelobte – nur einen Mann zu nehmen, der diesen Drachenwald durchschritten hätte.[«]

»Und der Gesandte damals am Hof des Königs – wußte der nichts vom Drachen?«

»Nein, das konnte er wohl nicht; denn ihn sprach ich noch zu Lebzeiten von Lidoines zweitem Gemahl, und der Drache tauchte merkwürdigerweise erst auf, als sie schon Witwe geworden war.«

»Ach – und das ist vielleicht gar nicht lange her?«

»Doch. Du siehst es an dem Wege hier, welchen mir der Spielmann so zutreffend beschrieben hat. Einst war das eine befahrene Straße nach Montefal. Heut, seit die Angst vor dem Untier sich verbreitet hat, wächst Moos und Strauch darüber, und ist inzwischen nicht wenig gewachsen, wie du siehst.«

»Dann wäre also des Spielmanns Erzählung von dem Drachen . . .«, sagte Gauvain, brach ab, und seine Augen verdunkelten sich wieder. »Wann waret Ihr bei Hof und wann sprachtet Ihr also mit dem Gesandten der Herzogin?« fügte er nach einer kleinen Weile hinzu.

»Es sind acht Jahre her, seit ich zum letzten Male zu Hof gefahren bin.«

»Acht Jahre!« rief Gauvain. »Ich bin sechzehn. Also mein halbes Leben. Ich war zu jener Zeit noch ein Kind.«

»Das bist du wohl heute noch, Gauvain«, sagte Ruy, »wenn auch zugleich schon ein angehender Rittersmann. Kommen wir schön durch, dann wird man dich auch am Hofe der Herzogin zum Ritter schlagen. Als Gemahl für sie bist du allerdings etwas jung. Immerhin. Ich dagegen habe vierzig Jahre, bin demnach weit mehr als doppelt so lange auf dieser Welt wie du. Als du in Windeln lagst, war ich längst Ritter.«

Gauvain sah seinen Herrn völlig verwirrt an. Erst nach einer Weile kam ihm sozusagen die Luft wieder:

»Zweimal so lange auf der Welt als ich – und mehr noch . . .«, sagte er, und dann: »Ihr werdet doch die Herzogin heiraten, Herr Ruy?!«

»Das wäre vor allem mit dem Lindwurme abzumachen«, meinte der »Banier« und lachte kurz auf.

[...]

Zitatnachweis

Heimito von Doderer: Das letzte Abenteuer. Ein ›Ritter-Roman‹.
In: Ders.: Die Erzählungen. Hg. v. Wendelin Schmidt-Dengler.
München: C. H. Beck 1995, S. 386 – 391.

Heimito von Doderer-Gesellschaft e. V.
<http://www.doderer-gesellschaft.org> | info@doderer-gesellschaft.org
Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages